

Auszug aus Interview mit Roland Spitzbarth
– Aikidojournal 56D

Roland Spitzbarth

Er befand sich auf einer Weltreise,
lernte Aikido in San Francisco kennen –
und Saito Sensei gleich dazu...

Ich befinde mich in Zürich in der Lim-mattalstraße in einer Gold- und Silber-schmiede, deren Gründung über 100 Jahre zurückliegt. Im ersten Stock, über der Gold- & Silberschmiede, liegen 78qm Tatami eines Dojos, das von Rol-land Spitzbarth geleitet wird. Auf einer Visitenkarte, die ich im Schmuckge-schäft entdeckte, steht, dass man hier „traditionelles Aikido“ erlernen kann.

Kurz darauf stehe ich vor einem 60-Jährigen mit leicht gebeugter Hal-tung, dem man auf den ersten Blick seine Agilität nicht ansieht. Da mich die Worte „traditionelles Aikido“ an Iwama und Saito Sensei erinnern, stelle ich die Frage, ob Saito Sensei sein Lehrer war. Herr Spitzbarth bejaht dieses und er-zählt von seinen Anfängen im Frühjahr 1976. Als 28-Jähriger befand er sich auf einer Weltreise, und San Francisco er-schien ihm angebracht, und um wie-der ein wenig Boden unter den Füßen zu spüren. So entschied er sich, dort für ein Arbeitsjahr zu bleiben. Aber es



© 2008 Horst Schwickerath, www.aikidojournal.ch

ten Schritte in San Francisco in einem Dojo, das sich „Aikido of San Francisco“ nennt und von Bill Witt, Frank Doran und Robert Nadeau geleitet wird, ge-legen im ersten Stock an der Ecke Turk und Van Ness Street.

Auch dort mussten die Schuhe aus-gezogen werden. Da er zu spät kam, schaute er nur fasziniert zu. Aber mehr noch beeindruckte ihn, dass der Leh-rer Bill Witt während des Trainings zu

Bill Witt bezeichnet er als Saito Schü-ler, Frank Doran und Robert Nadeau als Hombu-Dojo-Schüler, wobei er Nadeau als jemanden sieht, der mit der Zeit sein eigenes Aikido entwi-ckelt habe. Diese Drei teilten sich die Trainingszeiten im Dojo, so war es für Roland Spitzbarth möglich, in seinen ersten anderthalb Jahren fast täglich zu trainieren.

Sein Aufenthalt in San Francisco war geprägt durch seine „Arbeit auf dem Bau (Renovierung) und das fast täg-liche Aikidotraining“. Anlässlich des zweiten Besuches Saitos in Californien, schaute er, da blutiger Anfänger, dem Training von Saito Sensei begeistert zu. Anschließend nahm er eine Woche an dem noch heute alljährlich stattfin-denden Sommercamp teil. Der Erfolg war ein fast perfektes ukemi. Zurück in San Francisco, wurde im Dojo sofort erkannt, dass die Vorwärtsrolle und der Überschlag nun saßen...

Ein intensives Training, sagt Spitzbarth, ist grundlegend für jeden Anfänger, denn mit einem ein- oder zweimaligen Training pro Woche kommt man nicht weit, da fehlt die Kontinuität, die für die Entwicklung notwendig ist. Ef-fektiver noch sieht er ein Uchi Deshi-Training, am besten in Japan.

Durch die drei unterschiedlichen Lehrer – und auch manche anderen Schüler aus dem „Turkstreet Dojo“, die heute eigene Dojos betreiben, war kein Raum für Dogmatismus, und die große Bandbreite des erlernten Aiki-dos öffnet den Menschen.

„er kam direkt in meinen Kopf – als hätte der Trainer genau gewusst, was ich denke...“

sollte schon ein wenig mehr sein als nur Arbeit...

Die laut geäußerten Gedanken führ-ten zu Tipps von anderen, die zum Beispiel auch Aikido praktizierten, mit dem Hinweis: „schaue es dir mal an!“ Yoga schwebte ihm auch vor, und so besuchte er ein Studio, wo man sei-ne Schuhe draußen lassen musste... Das war nicht „sein Ding“, meint er noch heute. So begann er seine ers-

ihm kam und ihn ansprach. Spitzbarth beschreibt es: „er kam direkt in mei-nen Kopf – als hätte der Trainer genau gewusst, was ich denke... Wenn das je-mand kann, dann interessiert mich das – so blieb ich für 18 Monate, trainierte täglich und partizipierte auch am Training mit Frank Doran und Robert Nadeau, da sie sich die Trainingszeiten im Dojo teilten, und bekam auch Saito Senseis Besuch mit.“

Spitzbarth hat viel Gegenteiliges gesehen, dessen Ergebnis war, dass die Schüler nach Jahren noch an die „Alleinherrlichkeit ihres Lehrers und dessen Stil“ glaubten.

Sein eigener heutiger Unterrichtsstil sei eben durch diese Bandbreite geprägt, auch fordere er seine Schüler immer wieder auf, über den Teller- rand hinweg zu schauen, um nicht zu Deminieren. Trotzdem aber bleibe er traditionell, weil er der Meinung ist, dass das, was O Sensei an Techniken je zeigte und vermittelte, vollkommen ausreichend sei, da bräuchte man „nichts neu zu entwickeln“ – „diese Tools seien ausreichend für ein Leben“, denn das System sei sehr stark und umfangreich.

Ich wende ein, dass das, was er Tools nennt, doch individuell sehr verschieden und entwicklungsabhängig sei. Eine erlangte Erkenntnis kann unterschiedliche Aspekte beleuchten – von daher erscheint es mir einseitig, gefährlich, ja langweilig, „nur traditionell“ zu arbeiten.

*...Techniken,
...funktionieren nur,
wenn uke brav mitmacht...*

Er sieht das nicht so, da er eine große Vielfalt in den Anlagen sowie den Möglichkeiten eines jeden erkennt...

Anders sei es, meint Spitzbarth, wenn er ausbilde, dann sollen seine Schüler



(C) 2008 Horst Schwickerath, www.aikidojournal.eu

in der Lage sein, jederzeit in x-beliebigen Dojos sinnvoll, kompetent und mit Freude mitzutrainieren. Gerade deshalb seien die Basistechniken, wie Saito zum Beispiel Ikkyo lehrt, unabdingbar. Ja, er sei da sogar streng und ließe keinen Widerspruch zu, diese kompakte Form müsse verstanden werden. Wenn sie das einmal können, dann können sie machen, was sie wollen.

Seine strikte Einstellung dazu sei geprägt durch viel zu viele Erlebnisse: zum Beispiel, dass „wisch-waschi“-Techniken gezeigt werden, die aber nur funktionieren, wenn der uke brav

mitmacht... – die Techniken würden dann logischer Weise, von den Schülern noch weiter „verfälscht“. Solcher Art ausgebildete Aikidoka hätten es dann wahnsinnig schwer von den einstudierten Bewegungen weg zu kommen, um dann die Techniken „richtig“ zu lernen.

Das gleiche Ergebnis habe man, wenn uke „mal festhalten würde“ – tja, dann wäre die Not groß. Bei seiner Art Techniken auszuführen, gebe es keine Probleme – er käme da immer weiter.

„Das ist für mich traditionell, andere sagen dazu Takemusu“, was aber auch

*... einige kamen mit dem Ikeda-Stil
nicht so zurecht ...
... aus diesem Grund sind
sie abgesprungen.*

nur so ein Label ist, was drauf geklebt wird, um es zu benennen, meint er abschließend. Irgendwie muss es ja benannt werden – ohne Namen kann nichts richtig erfasst werden. Drum haben auch die Techniken Namen, um sie zu unterscheiden. Bei Prüfungen muss man wissen, was omote und was ura ist – so kann man etwas begreifen.“

Nach seiner Zeit in den USA ging Roland Spitzbarth als Gold- und Silberschmied ins elterliche Geschäft zurück, diesen Beruf hatte er vor der Weltreise erlernt. Er fand in Zürich aber nur wenige Dojos, und hat so beim Aikikai-Zürich begonnen zu trainieren. Nach kurzer Zeit kam der Japaner Masatomi Ikeda, der mit einer Bernerin verheiratet war, in die Schweiz und besuchte landesweit regelmäßig die Dojos. Roland Spitzbarth holte Ikeda in Zürich am Bahnhof ab und begleitete ihn bei seinen Besuchen der Dojos in der Ostschweiz.

Dieser andere Stil habe ihm keinerlei Probleme bereitet, es habe für ihn „nur eine andere Facette“ dargestellt, wie er es ja durch seine drei verschiedenen Lehrer in San Francisco gewohnt gewesen sei. Ikeda sei auf Grund seiner „Judo- und Karate-Basis“, mit seinem Festhalten für ihn eher reizvoll gewesen. Andererseits habe er festgestellt, dass die anderen Aikidoka durch Nakasono und Tamura schon „ein wenig eingeschliffen“ gewesen seien und mit dem Ikeda-Stil nicht so zurecht kamen... . Einige seien aus diesem Grund auch abgesprungen.



Spitzbarth ist dann nochmals bis 1983 in die Vereinigten Staaten gegangen, und über Japan, wo er ein Vierteljahr in Iwama als Uchi Deshi blieb, in die Schweiz zurückgekehrt. Leider habe sich bis dahin ein Generationenkonflikt im Züricher Dojo entwickelt, was er überhaupt nicht spannend fand, zumal Ikeda

bei ihnen im *Dieses verstärkte sich, ...als man den Lehrgangsbesuch nur Mitgliedern des Aikikai erlaubte...*

Als er Ikeda erzählte, dass

er über Iwama zurück in die Schweiz gekommen sei, fragte jener, warum er diesem Alten [Aikido] nachliefe, das sei doch überholt... Dieses verstärkte sich, als Tada Sensei für den „üblichen“ Sommer-Stage kam, und man den Besuch nur Mitgliedern des Aikikai erlaubte, obwohl die Jahre vorher alle aus dem Züricher Dojo daran teilgenommen hatten. Spitzbarths Beanstandung bei Ikeda führte zu der lapidaren Antwort: „Ordnung kommt vor Freundschaft.“

Für ihn, dem noch jungen Aikidoka, war das ein schwerer Lernprozess – „so sehen es nun mal die Japaner“, sagt er heute. Da er an den Konflikten nicht interessiert war, eröffnete er 1984 sein eigenes, das dritte Dojo in Zürich – inzwischen gibt es dreizehn.

Sein Vorbild war das „Dojo San Francisco“, es sollte auch von einer Gruppe geleitet werden. Am Anfang waren Kurt Bartholet und Andreas Reimann mit von der Partie. Sie verselbstständigten sich dann aber leider, dies bedauert er noch heute – so stand er als alleiniger Lehrer da, was er eigentlich nie wollte.

Um eine breite Palette zu gewährleisten, lud er an möglichst vielen

Er lädt des öfteren Robert Nadeau ein, vor dem er immer ein wenig Angst gehabt hatte

Wochenenden andere, befreundete Lehrer ein... Nebenbei unterrichtete er noch „Waffen“ im Aikikai in Zürich. Dass eine Dojo-Führung nicht aus dem Ärmel zu schütteln ist, ja sogar einen gewissen Lernprozess darstellt, das erfuhr er am eigenem Leibe.

Da die Menschen nun mal dazu neigen, sich „die Rosinen heraus zu picken“, und auch Aikidokas dieser kleinen Schwäche gerne nachgeben, versuchte er verschiedene Strategien, um die Schüler „bei ihrem Worte zu

nehmen“ – schnell musste er erkennen, „dass Worte sicherlich lieb gemeint, die Realität aber in weiter Ferne ruht“. So hat er dann die Dojo-Führung wieder unter eigene Regie gestellt, was zwar den Arbeitsaufwand erhöhte, die Probleme aber dezimierte.

1996 verstarben seine Eltern, was ihn in die Pflicht rief, den elterlichen Betrieb zu übernehmen. So wurde 1997 das Dojo geschlossen, zumal der Vermieter Interesse an den Räumlichkeiten zeigte.

des Dojos liegen. So sind nun auch die ersten Dan-Prüfungen abgehalten worden. Da Saito Sensei nicht mehr lebt, lässt er die Urkunden über seine „alte Heimat“ San Francisco laufen, damit seine Schüler ein offizielles Papier bekommen.

Er lädt des öfteren Robert Nadeau ein, vor dem er immer ein wenig Angst gehabt hatte, denn mit der „esoterischen Art“ kam er nie „so“ klar. Organisatorisch hat er nun erstmals seine Wurzeln in San Francisco geparkt, zumal das alles Freunde aus früheren Jahren sind... Trotzdem möchte er im November nach Italien fahren, um bei Hitohiro Saito zu trainieren.

Wie kam es nun auf einmal zu deinem „ängstlichen“ Interesse an dem Esoterischen von Robert Nadeau, siehst du darin nicht eine „Abkehr“ vom Traditionellen?

„Die persönliche Herausforderung durch einen innovativen Sensei, der mich mit seinem Anspruch im Innersten trifft, ist eines – die Vermittlung solider Lerninhalte in einem traditionellen Dojo-Setting ist etwas anderes. Wobei natürlich die Vermittlung an sich, das was „zwischen den Zeilen“ zu spüren ist, ein Ausdruck meines dergestalt trainierten Wesens ist. Damit eine Aikido-Stunde gelingt, muss ich ganz ich selber sein und auf meine Art aus meiner Gesamtheit heraus agieren und reagieren, spüren und handeln. Da ist kein Platz für ein aufgesetztes

Nach der Jahrtausendwende

Um dann endlich einmal „etwas für sich zu tun“, reiste Spitzbarth wieder nach Iwama. Diese Erfahrung weckte erneut sein Bedürfnis, und nach der Rückkehr mietete er sich in einem Dojo ein, um dann bald darauf wieder ein eigenes Dojo in der Limmatalstraße zu eröffnen. Schnell hatte er 30 Schüler, was ihn wunderte, da diese Zahl sich auch in seinem ersten Dojo so einpendelte – es mag an der Größe



Roland Spitzbarth erklärt die Fußstellung. Foto

*...der gewaltfreie Aspekt des Aikido:
Nicht gewinnen wollen
– und zwar echt, ohne Tricks.*

Nachahmen von etwas, das mich möglicherweise herausgefordert und fasziniert hat in meinem eigenen Training. Nur was ein Teil von mir geworden ist, kann dann auch wirken. Und der Rahmen, den ich mir gebe, in dem das stattfinden kann, ist eben der des „traditionellen“ Dojos.

Mir ist wichtig, dass man unterscheiden können muss zwischen rechts und links, oben und unten, omote und ura – dazu gehört natürlich auch kihon und ki-no-nagare, kihon und henka-waza, kihon und ojo-waza. Also Basis-Training im Sinne von statischem Training gegenüber fließendem Training – durchaus auch im technischen Sinn: Es ist ein Irrtum zu glauben, man könne einfach die statischen Techniken mit etwas Bewegung versehen ausführen. Nein, bewegte Techniken sind zum Teil auch in den Einzelheiten, Fußstellung etc. anders und das muss man kennen. Aber auch im Sinn von Basis-Techniken gegenüber – einer besonderen Situation – angepassten oder veränderten Techniken.

Und zuletzt der gewaltfreie Aspekt des Aikido: Nicht gewinnen wollen – und zwar echt, ohne Tricks. Eben genau nicht, wie viele meinen: Ich gebe etwas nach, um anschließend zuzuschlagen. Ich vereinige mein Zentrum mit dem des Partners, und durch diese Verbindung kann ich ihn dann auch werfen, wenn ich will. Das hat nichts mit Machtausübung zu tun.“

Warum trifft dich ein Lehrer wie Robert Nadeau im Innersten?



„Eigentlich tun das alle, die einem etwas Substanzielles bieten. Ein besonderes Gefühl geht von denen aus, die persönlichen Kontakt mit O Sensei hatten. Wie eine direkte Verbindung ins Herz. Was dann das „Transfer-Vehikel“ ist (Furcht, Respekt, Bewunderung, was auch immer) spielt keine Rolle.“

Siehst du da nicht eine „fehlende Tiefe“ in deinem bisherigen Training?

„Also „bisherig“ ist schon mal falsch, denn Bob war mein Lehrer „from day one“. Aber ich verstehe, was du meinst. Und: nein. Es gibt viele Arten zu trainieren und Aikido zu erklären. Man kann den Schwerpunkt auf das Fühlen legen oder auf die Mechanik der Techniken, auf statische oder auf bewegte Interaktion, aufs Werfen oder aufs Festhalten des Partners, um nur einige Paare zu nennen. Wichtig ist, dass im